

Rosenmontag beim Lungenarzt



Heute war ich wieder beim Doktor. Es plagt mich eine schon ewig vor sich hindümpelnde Bronchitis, die mich husten lässt, dass nachts das halbe Dorf aufwacht und im Wald die Wölfe heulen. Das hat man nun davon, dass man sein Leben lang nicht geraucht hat, außer dem einen Mal als Neunjähriger, bei dem mich aber mein Opa erwischte und mit dem Spazierstock fuchtelnd drei Kilometer hinter mir herrannte. Natürlich kriegte er mich nicht, weil sie ihm Gottlob im Krieg ins Bein geschossen hatten. Aber damals dachte ich mir: Wenn das Rauchen so anstrengt, lässt du es lieber bleiben.

(Von Schalk Golodkowski)

Ich meide Arztpraxen wie der Teufel das Weihwasser. Sie deprimieren mich, es riecht dort nach Desinfektionsmitteln, Siechtum und schmerzvollen Honorarrechnungen. Aber irgendwann wurde es unumgänglich. Wenn man bei einem Hustenanfall einem Verwaltungsbeamten aus knapp zwei Metern Entfernung das Auge mit Schleim versiegelt, weil in der Amtsstube Temperaturen wie in einem Kernreaktor herrschen und der plötzliche Wechsel aus der Winterkälte die Bronchien hyperaktiv stimmt, dann wird es Zeit, sich um seine Gesundheit zu kümmern.

Außerdem konnte es nicht schaden, für ein Attest vorzusorgen, denn ein Staatsdiener, der mit furchterregenden Plakaten an den Wänden gegen den menschengemachten Klimawandel zu Felde

zieht, versteht womöglich keinen Spaß, wenn man ihm das linke Auge blendet. Schließlich hätte ich auch auf das halb geöffnete Fenster zielen können.

Der Rosenmontag ist auch bei uns im Schwäbischen ein Festtag, obgleich wir es nicht so übertreiben wie die Rheinländer. Bei uns wird trotzdem „gschafft“, nicht allein deshalb, weil nur Arbeit wirkliche Freude bereitet, wie der Chef sagt, sondern auch, weil er noch was für die Krawatte gut hat, die ihm am „schmotzigen Doschdig“ abgeschnitten wurde. Dass seine Frau sie alsbald wieder zusammennähen und er sie fortan unter seinem Werktagspulli tragen wird, lässt er nicht als Einwand gelten.

Der Arzttermin war nachmittags und die bewährte Truppe der Arzthelferinnen komplett anwesend bis auf Janina. Die ist montags grundsätzlich krank, es muss wohl in ihrem Arbeitsvertrag so vereinbart worden sein. Ich kenne sie auch nur vom Hörensagen oder wenn die Ersthelferin ihr am Telefon gute Besserung wünschte, es aber nicht so meinte.

Eine Ersthelferin erkennt man sofort. Entweder lässt sie es einen spüren, indem sie die Patienten, die Kolleginnen oder den trottelligen Arzt herumkommandiert. Oder sie ist eher der mütterliche Typ, an den sich alle anderen Mitarbeiterinnen hilfeschend wenden, zum Beispiel wenn sie nicht mehr genau wissen, ob man für die Urinprobe das Zahnputzglas des Chefs nehmen soll oder einen von den dreitausend Plastikbechern, die im Lager rumstehen.

Die Ersthelferin meines Doktors ist eine Schwäbin, nett, gemütlich, dick. Nicht der Typ, den der Chef beim Diktieren auf den Schoss nimmt, aber mit Sicherheit Garantin für das organisatorische Überleben der Praxis. Die anderen drei Helferinnen sind eine Deutsche und zwei Türkinnen. Die erstere beherrscht nur Hochdeutsch, aber mit den beiden Türkinnen kann ich mich prima verständigen, sie sprechen fließend Schwäbisch.

Eine reibungslose Kommunikation ist wichtig, denn so ein Lungenarzt hat eine technische Ausstattung, auf die sie selbst beim Daimler stolz wären. Da gibt's Kabinen wie an einem Baukran, in die man sich reinsetzt und in einen Schlauch keucht und schnauft. Nebendran steht ein Computer und zeichnet alles auf. Ich wusste vorher nicht, dass man auf so vielfältige Art röcheln kann, aber die Mädchen erklären einem genau, wie mans machen muss. Und der Computer malt Kurven und erstellt Tabellen und rollt mit den Augen und denkt sich: Das ist ja heute wieder nicht zum Aushalten mit dem alten Schnarcher, hoffentlich kommen bald die beiden hübschen jungen Dinger aus dem Libanon, die so schön frisiert und geschmackvoll westlich gekleidet in ihren adretten Röckchen im Flur sitzen.

Aber die warteten nur auf ein Gespräch mit dem Arzt, um die Laborergebnisse zu erfahren, und der etwas Älteren stand die Besorgnis ins Gesicht geschrieben. Dann bat der Doktor beide herein. Kaum fünf Minuten später ging die Tür wieder auf – und die Sonne ebenfalls, zum zweiten Mal an diesem Tag. Nichts Schlimmes, wir werden leben. Ein erleichtertes Lächeln und vielen, vielen Dank! Ein frohes „Auf Wiedersehen“ an alle, das lange, offene Haar noch einmal kurz geschüttelt und sie rauschten geschwind von dannen. Ich kam nicht einmal mehr zu meinem Heiratsantrag.

Danach hatte ich bis zur nächsten Untersuchung einen längeren Aufenthalt im Wartezimmer. Eine ältere türkische Frau mit Kopftuch kam herein, sagte „Grüß Gott“ in die Runde und griff sich die „Frau im Spiegel“. Wenig später gesellte sich ihr Mann hinzu. Er wirkte etwas mürrisch, vielleicht war er müde von der Arbeit oder auch eifersüchtig, weil der Doktor gleich die beiden üppigen Lungenflügel seiner Gattin in Augenschein nehmen würde.

Es schien mir außerdem, dass sie der Mann im Hause sei, und das leite ich nicht etwa aus der Tatsache ab, dass er bartlos war und sie nicht. Es war eher die Art, wie sie konzentriert

in der Zeitschrift las und ihn geflissentlich ignorierte, obwohl er erkennbar gerne ein paar Worte mit ihr gewechselt hätte. Man kann das aber auch bei deutschen Rentnerehepaaren häufig beobachten. Nach vierzig Jahren Domestizierung hat man es als Mann eben gelernt, dass man nicht ungefragt den Mund aufmachen darf, sich den Launen des stärkeren Geschlechts tunlichst beugen sollte und die Geschichte mit der Gleichberechtigung reine Wunschträumerei ist.

Er erzählte mir schüchtern, dass er in der Metallindustrie arbeitet. Sicher nicht als Direktor, aber dafür schon seit zwanzig Jahren in ungekündigter Stellung. Durchs Fenster konnten wir eine Gruppe Halbstarker beobachten, die an einer Bushaltestelle namens „fuck you“ Beulen in den Müllbehälter traten, den Inhalt auf dem Boden verstreuten und Vorbeifahrende anpöbelten. „Polizei soll einsperren“, meinte er. Wer so vernünftig denkt, muss bei mir auch nicht perfekt Deutsch können.

Solche Migranten sind mir willkommen, und man sollte nicht auf niederträchtige Weise versuchen, Kritik auf sie zu münzen, die gar nicht für sie bestimmt ist. Jene Haderlumpen aus Politik, Verbänden, Kirchen und Medien, die das tun, wissen ganz genau, dass nicht diese Sorte von Zuwanderern gemeint ist.

Die beiden türkischen Arzthelferinnen sind tüchtig und obendrein humorvoll und feinfühlig. Es gibt nichts Schöneres, als sich von ihnen für die Blutabnahme stechen zu lassen, auch wenn, wie in meinem Fall, das Analysegerät streikt und man am Schluss mehr als 20 Liter Super abgegeben hat, bis endlich ein Ergebnis angezeigt wird.

Der Metallarbeiter zahlt Steuern und Abgaben, rennt nicht mit gezücktem Messer durch die Gegend und sein Rechtsempfinden deckt sich mit § 303 des Strafgesetzbuches, ohne dass er ihn wohl jemals gelesen hat. Er steht mir näher als die Bundesjustizministerin, und frisch gewaschenes Haar hatte er überdies. Zu den Libanesinnen will ich mir kein Urteil

erlauben, weil ich zu wenig von ihnen weiß. Jedenfalls wussten sie sich zu benehmen, und wer so schön ist, findet eh einen reichen Mann und wird uns nicht auf der Tasche liegen oder den Grünen beitreten.

Man muss verhindern, dass diese Menschen von den islamischen Verbänden vereinnahmt werden, die auf Abgrenzung aus sind und nicht auf Eingliederung. Anders kann man die Äußerungen des türkischen Premiers Erdogan nicht auslegen, das Verhalten der Verbandsfunktionäre nicht deuten, bei denen man um Anerkennung des Grundgesetzes ringen muss und deren Dreistigkeit nicht nur dem Erhalt von Pfründen geschuldet ist, sondern vielleicht auch pures Kalkül darstellt, um für Zwietracht zu sorgen und daraus Kapital zu schlagen.

Wer es will, ist in Deutschland rascher integriert, als ich die sechs Treppen zur Arztpraxis hinaufsteigen kann. Die Islamkonferenz ist abzuschaffen und mit ihr die milliardenteure Integrationsindustrie. Andernfalls wandern wir in den Libanon aus.